

A flock of birds, possibly seagulls or terns, is captured in flight against a pale, overcast sky. The birds are dark silhouettes, scattered across the upper and middle portions of the frame, with various wing positions suggesting movement. The overall mood is serene and expansive.

Denis Johnson Engel

Roman

rowohlt
e-BOOK



Denis Johnson

Engel

Roman

Aus dem Englischen von Bettina Abarbanell

Über dieses Buch

Jamie, eine junge Frau, verlässt ihren untreuen Mann und steigt mit ihren beiden Kindern in den nächsten Bus, um Zuflucht bei einem Verwandten zu finden. Unter den Fahrgästen ist auch Bill Houston, charmanter Ganove um die vierzig, Herumtreiber, Geschichtenerzähler. Er überredet Jamie, die Fahrt mit ihm in Pittsburgh zu unterbrechen. Zusammen beziehen sie ein Motelzimmer und lassen sich treiben, von einer Kneipe zur nächsten, von einem Ort zum anderen. Als ihnen das Geld ausgeht und die Situation außer Kontrolle gerät, hat Jamie ihr gebrochenes Herz schon an Bill verloren.

«Engel» ist ein herzerreißender und zutiefst leidenschaftlicher Roman. Trotz aller Schwierigkeiten bleiben Jamie und Bill in ihrer Not auf eigentümliche Weise unversehrt, behalten etwas wie Würde, weil sie das, was ihnen widerfährt, auch als Läuterung begreifen. So trägt nicht Trostlosigkeit, sondern Hoffnung, nicht Gewalt, sondern Zärtlichkeit, nicht Dunkelheit, sondern Licht das Geschehen.

Denis Johnsons mitreißender Roman wurde in Amerika als Meisterwerk gefeiert und zählt zu den Klassikern der amerikanischen Literatur.

Vita

Denis Johnson, 1949 in München als Sohn eines amerikanischen Offiziers geboren, galt nach neun Romanen und der legendären Storysammlung «Jesus' Sohn» als einer der wichtigsten Autoren der amerikanischen Gegenwartsliteratur. Für sein Vietnamkriegsepos «Ein gerader Rauch» wurde ihm der National Book Award verliehen, die Novelle «Train Dreams» stand – wie auch «Ein gerader Rauch» – auf der Shortlist des Pulitzer-Preises. 2017 erhielt er posthum für sein Gesamtwerk den Library of Congress Prize for American Fiction. Er lebte zuletzt in Idaho, USA, und starb im Mai 2017.

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, September 2019

Covergestaltung any.way, Walter Hellmann

Coverabbildung Carla Brno/bobsairport

ISBN 978-3-644-00017-9

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

*Dieses Buch ist H.P. gewidmet
und all jenen, die anderen von ihrer Erfahrung,
Kraft und Hoffnung abgegeben haben.*

» ... ich machte ihr Vorwürfe,
als hätten tatsächlich ihre
Gebete diese Veränderung herbeigeführt.
Was habe ich dir getan, daß du mich
zum Leben verdammt hast?«

Graham Greene, ›Das Ende einer Affäre‹

1

In der Greyhound-Station Oakland waren alle Menschen Zwerge, und sie schubsten und drängelten, um in den Bus zu gelangen, ja schoben sich sogar an den beiden Nonnen vorbei, die vor ihnen dagewesen waren. Als die beiden Nonnen sich hingesetzt hatten, lächelten sie Miranda und Baby Ellen freundlich zu und spielten Kuckuck hinter ihren Fingern. Aber Jamie spürte, daß sie ihr Make-up zu dick, ihre Hosen zu eng fanden. Sie wußten, daß sie gerade ihren Mann verließ, und glaubten bestimmt, sie würde über kurz oder lang auf dem Strich landen. Sie hätte ihnen gern gesagt, was los war, aber mit Katholiken kann man ja nicht reden. Die kleinere Nonne hielt eine leuchtende Schnittrose fest in beiden Händen.

Jamie saß am Fenster, sah hinaus und rauchte eine Kool. Noch immer drängten sich Menschen an der Bustür, Menschen, die sie hoffentlich nie kennenzulernen brauchte – sie kämpften mit verstümmelten Gepäckstücken und Papiertüten, und so, wie sie damit umgingen, hätte man meinen können, sie enthielten die Gründe einer jeden bereuten Tat und die Rechtfertigung aller ihrer Wunden. Ein Schwarzer im Tweedanzug, einen Strohhut auf dem Kopf, hielt ein Schild für seine abreisenden Verwandten in die Höhe: »Die SONNE soll

in FINSTERNIS und der MOND in BLUT verwandelt werden« (Joel 3,4). Unter den gegebenen Umständen fühlte Jamie sich diesem Fremden nahe.

Gegen drei Uhr morgens gingen Jamies Augen auf. Scheinwerfer auf einer Autobahnauffahrt kreuzten die fliehende Fahrt ihres Busses und fegten über sie hinweg; in ihrer Erschöpfung meinte sie für einen Moment, der flammende Kopf eines Mannes jage wie ein Komet durch die schlafende Dunkelheit dieser Reisenden, und sie allein sehe ihn, die einzige Zeugin. Plötzlich war Miranda wach und plapperte ihr ins Ohr, ganz aufgeregt, weil sie so spät noch auf war.

Jamie schob die Worte des Kindes von sich weg, voller Angst vor der Finsternis, in die der Bus hineinraste, erschrocken, daß sie so schnell von ihrem neuen Leben verschluckt wurde, ja daß es sie womöglich blitzartig verdauen und am anderen Ende in Gestalt einer alten Frau wieder ausspucken würde, die sich vor lauter Benommenheit nicht einmal mehr fragen könnte, wo ihre Jugend geblieben war. Ein paarmal bat sie Miranda, still zu sein, schließlich schliefen das Baby und alle anderen im Bus, außer dem Fahrer, wie sie hoffte – aber Miranda stupste alle paar Sekunden Baby Ellen mit dem Fuß an, weil sie spielen wollte, mitten in Nevada, mitten in der Nacht. »Randy«, sagte Jamie. »Ich bin todmüde, Schätzchen. Bitte weck doch Baby Ellen nicht auf.«

Miranda saß auf ihren Händen und stellte sich schlafend, wobei sie heimlich Baby Ellen mit dem Fuß anstieß.

»Nimm deinen Fuß da weg, Schätzchen«, sagte Jamie zu ihr.

»Ich mach keinen Spaß. Nimm jetzt deinen Fuß weg.«

Miranda stellte sich taub und schlafend, reagierte nicht, tat so, als zucke ihr Fuß nur im Traum.

»Nimm – deinen – Fuß – da weg«, flüsterte Jamie wütend, packte sie am Knöchel und schob ihn weg. »Benimm dich jetzt. Oder ich sag dem Fahrer Bescheid, und der setzt dich vor die Tür, der schmeißt dich aus dem Bus raus, und dann stehst du da, mitten in der Wüste. Mitten im Dunkeln, bei den Schlangen. Hörst du?« Erneut stieß sie Mirandas Fuß weg. »Mach mir hier nichts vor, verdammt, ich seh ganz genau, daß du nicht schläfst!«

Sie starrte haßerfüllt auf Mirandas geschlossene Augen, bis sie merkte, daß das Kind eingeschlafen war. Die Schwere des Zorns wich der Schwerelosigkeit ihrer Angst, während der Bus in den Schlund hinabsegelte, den die Scheinwerfer bildeten. Sie legte die Hand vors Gesicht und weinte.

Kurz darauf schlief sie ein und träumte von einem Mann, der in einer Giftwolke ertrank. Sie wachte auf und fragte sich, was das gewesen war – ein Traum von ihrem Mann, oder was? – ein Traum von der Vergangenheit, ein Traum von der Zukunft?

Baby Ellen wollte nicht aufhören zu brüllen.

Jamie hielt sie im Arm, suchte mit der freien Hand unter dem Sitz nach der Reisetasche und in der Reisetasche nach Baby Ellens Orangensaft. »Da da da da da«, sagte sie zu Baby Ellen.

»Bald hab ich ein Bettchen für dich mit ner Schnur, da können wir deine Spieldose dranhängen, und wenn es Zeit ist zum Schlafen, dann kommen Mama und Miranda zu dir und singen dir was vor, ah, hier ist dein Orangensaft, Gott sei Dank, da da da da da, kleines Baby Ellen, oh, ist das aber ein guter Orangensaft, so ein feiner Orangensaft, so ein feiner, ernsthafter Blick, oh, siehst du die schöne Sonne? Siehst du die Sonne da, Baby Ellen? Das ist bloß ein klitzekleines Stück von der Sonne, aber bald wird Baby Ellen die ganze Sonne sehen, und dann ist der Morgen da, für Baby Ellen und für Mama und für Miranda Sue.« Sie wünschte, sie könnte das Baby einfach ersticken. Niemand würde etwas merken. Oakland lag vier Tage hinter ihnen.

Sie flößte Baby Ellen den Orangensaft ein und schaute zu, wie die Sonne sich über die toten Maisfelder Indianas in den Blick schob. Das Licht, das über die zugefrorenen Teiche und die Reihen abgebrochener, vereister Stengel strich, schlug Jamie schmerzhaft ins Gesicht. Ihr Mann verkaufte mißmutig Zubehör für Stereoanlagen, um die Familie zu ernähren. Er brütete über seinem Leben, bis es ihm über den Kopf wuchs und er orientierungslos darin herumirrte. Warum konnte sie ihm nicht einfach dankbar sein, fragte er sie oft, schließlich hatte er doch schon längst aus den Augen verloren, was *er* wollte, und das nur, damit *sie* haben konnte, was *sie* wollte. Sah sie denn nicht, wie alles immer wieder von neuem geschah? So war es doch – und er schlug mit der Faust gegen die Wand, daß der kleine Trailer wackelte – *ein Augenblick geht in den anderen*

über ... Zweimal hätte er sie beinahe erwürgt, weil es ihn rasend machte, daß sie nicht verstand, worüber er sich beklagte. Und sie verstand es wirklich nicht. Wenn er zu Hause war, schlief er fast ununterbrochen. Nachts weinte er und gestand, daß alles ihm angst machte. Immer wenn sie zu ihm hinsah, lag sein Gesicht auf den Armen, als verstecke er sich vor den Bildern in seinem eigenen Gehirn. Schließlich hatte er alles kaputtgemacht, ihre ganze Ehe. Sie hatte es kommen sehen wie den roten Dienstwaggon am Ende eines Güterzugs.

Von Oakland und allem, was als nächstes passieren würde, abgeschnitten, konnte sie es kaum ertragen, den Bus weiterfahren zu lassen, und dachte, wenn er zum Frühstück anhält, steig ich aus und tausch meine Fahrkarte gegen einen Platz im nächsten Bus nach Haus, und tschüs, schöne Reise noch, all ihr Leute hier im Greyhound-Land. Er würde überglücklich sein, sie zu sehen, dessen war sie sich sicher. Was würde sie sagen? Zahnbürste vergessen, dachte sie und lächelte. Handtasche vergessen. Lunch liegen lassen. Der Mann mit den Fahrkarten würde sie auslachen, daß sie auf halber Strecke umkehren wollte. Hat Ihnen wohl so gut gefallen, daß Sie die Tour gleich noch mal machen wollen, was? sagte der Mann. Ja, ich muß noch mal zurück und links rausgucken, falls ich was Besonderes verpaßt hab. Als der Bus zum Frühstück anhielt, gab Jamie einer Frau Geld dafür, daß sie auf Miranda und Baby Ellen aufpaßte, während sie sich in der Damentoilette wusch. Miranda stellte sich auf eine Tomatensuppenkiste, um am Flipper zu spielen, und ließ sich in einer kleinen Kabine mit

Vorhang fotografieren, ihre kleine Schwester auf dem Arm. Jamie und Miranda aßen Cornflakes, Baby Ellen bekam ein Glas Aprikosen-Pfirsich-Mus. Langsam ging ihnen das Geld aus. Die Straße wurde kurvenreicher, das Gelände hügeliger, je näher sie Cleveland kamen.

Drei Reihen hinter ihr, auf der anderen Seite des Gangs, saßen die beiden Nonnen und murmelten, vom Frühstück schläfrig geworden, vor sich hin. Jamie beobachtete sie heimlich, und da wurde ihr klar, daß sie beteten; die kleinere Nonne hatte die leuchtende Schnittrose, die sie in Oakland in der Hand gehalten hatte, gegen einen dunklen Rosenkranz eingetauscht. Jamie überlegte, ob Nonnen wohl jeden Tag nach dem Frühstück beten mußten. Dachten sie, so, jetzt bete ich, und hatten sie dabei ein Bild von Gottes Angesicht im Kopf, mit seinem weißen Bart, und sahen ihn bedächtig nicken, während er ihrem Latein lauschte? Und wenn Beten ihr Beruf war, hatten sie dann auch mal Urlaub? Sie schaute zu Miranda hin, die mit einem Buntstift breite, gleichmäßige Striche über ein Frauengesicht in der Illustrierten *People* malte, und fragte sich, ob ihr kleines Mädchen wohl jemals Nonne werden und eine schwarzweiße Haube auf ihrem langen Haar tragen würde. Aber Miranda war gar nicht katholisch. In Oakland waren sie eigentlich gar nichts Richtiges gewesen, in Westvirginia dagegen, vor ihrem Umzug, immerhin Taufscheinbaptisten. In Kalifornien konnte man nicht so Feuer und Flamme für seinen Glauben sein, denn da wimmelte es von Atheisten, beinharten Antikommunisten wie

den Birch-Anhängern und Hare Krishnas, und wirklich ernsthaft religiös waren bloß diese Spinner, die alle naslang von der Golden-Gate-Brücke sprangen, wenn Gottes Macht sie packte. Die Taufe schien nur eine von vielen Formen zu sein, sich naß zu machen.

In Kalifornien gab es alte Frauen mit einem komischen Blick, die überzeugt waren, daß das Ende der Welt unmittelbar bevorstehe oder daß schon bald Außerirdische zum Jüngsten Gericht auf der Erde landen würden. Man konnte wählen zwischen Venusbewohnern, Marsmenschen, Jesus Christus oder Leuten aus Indien mit zwölf Armen und blauer Haut. Sodom und Gomorrha hatte eine von einem Raumschiff abgeworfene Atombombe zerstört.

Jamie hörte lautes Schnarchen von der kleineren Nonne, die doch beten sollte. Aber Gott hatte das alles ohnehin schon oft genug gehört und machte sich nicht die Mühe, sie zu wecken. Von irgendwoher war die leuchtende Rose wieder aufgetaucht, die sie im Schlaf mit beiden Händen erdrosselte.

Der Mann hinter ihnen hielt sie, das spürte Jamie, für eine, die auf Abenteuer aus war. Aber er war ein netter Kerl mit einem freundlichen Grinsen und einem tätowierten Seepferdchen auf dem linken Arm, das Miranda faszinierte. »Das hat mir König Neptun geschenkt«, erzählte er ihr, zwinkerte Jamie zu und rollte seinen Jackenärmel wieder herunter, und das war alles, was er über seine Tätowierung verriet.

Im Lauf des Vormittags bezog Miranda ihn immer mehr in ihr Treiben ein, und am Nachmittag waren sie bereits dicke Freunde geworden. In seiner Airline-Tasche hatte er vier Dosen Bier, von denen er Jamie eine anbot. Trotz all dem Gedrängel und Geschubse und der ganzen Respektlosigkeit gegenüber Nonnen auf dieser Fahrt war der Platz neben ihm, wie noch ein paar andere, frei geblieben. Sie nahm seine Einladung an, sich zu ihm zu setzen. »Dachte vorhin schon, Sie wären drauf und dran, aus dem Bus zu springen«, sagte er. »Ich glaub, Ihre Kinder zerren n bißchen an Ihren Nerven.« Er hatte jetzt seine Brille aufgesetzt – eine Sonnenbrille mit Silberrand –, so daß er statt Augen zwei Spiegel im Gesicht hatte. In seinem Gesicht sah sie ihr eigenes.

Außerdem hatte er einen bleistiftdünnen Schnurrbart, den sie einfach eklig fand. Ein bißchen Schaum blieb kurz daran hängen, dann leckte er ihn ab. »Ich steig in kein Flugzeug«, sagte er. »Wird mir immer speiübel drin, sogar in den Langstreckendingern. Erst war ich per Anhalter unterwegs, aber da bin ich fast erfroren.« Er schüttelte seine Bierdose und knackte mit einer raschen Handbewegung den Aluminiumverschluß.

»Also fahr ich jetzt Bus. Wie Sie ja wohl selber sehn können«, sagte er.

»Die meiste Zeit kann ich überhaupt nix selber sehn.« Sie deutete mit ihrem Stroh's-Bier auf die Sitzreihe vor ihnen, wo Miranda und Baby Ellen eingenickt waren. »Vierundzwanzig Stunden am Tag auf die beiden aufpassen – da würde ja wohl

jeder halb blind werden.« Stroh's war, wie sie gerade bemerkte, das Wort *Shorts* rückwärts geschrieben. Sie hatte noch nie von diesem Bier gehört.

»Bin unterwegs nach Pittsburgh, um mir n paar schöne Tage zu machen. Wie in den alten Zeiten«, sagte der Mann. »Hab n bißchen Kohle zusammengekratzt, aber außer für Wein, Weib und Gesang geb ich nix aus. Deshalb bin ich auch getrampt.«

»Mannomann«, sagte Jamie, »vierundzwanzig Stunden am Tag, und das jeden einzelnen Tag im Jahr.«

»Tja. Ja, so ist das wohl«, sagte der Mann.

»Bis Miranda achtzehn ist. Dann ist Ellen – was, zwölf? Nee, achtzehn weniger fünf macht dreizehn. Dreizehn ist sie dann. Also noch mal fünf Jahre, bis Ellen erwachsen ist, macht alles in allem dreiundzwanzig Jahre.«

»Da haben Sie noch ganz schön was vor sich«, sagte der Mann.

»Das können Sie laut sagen. Und danach ist man ne vertrocknete alte Schachtel, und wenn einen jemand fragt: Was haben Sie eigentlich die ganzen Jahre gemacht?, hat man keine Ahnung, was man sagen soll. Wie n Einsiedler. Oder ne Nonne.«

»Sie sollten mal ne Nacht freimachen nächsten Samstag«, sagte der Mann.

Sie überlegte, worauf er hinauswollte, und sah ihn an. Er war um die Vierzig, vielleicht etwas jünger. Sein Haar war lockig, noch nicht allzu dünn, aber am Ansatz schon ein wenig gelichtet. Unter seinem Western-Jackett, das aussah, als wäre es für einen Cowboy-Bandleader entworfen, trug er ein weißes T-

Shirt. Er klemmte sich nun die Bierdose zwischen die Knie und zog die Jacke aus, so daß sie die Schrift auf dem Hemd lesen konnte: »Harrah's-Vegas«. Als er mit dem Daumen seine Panoramasonnenbrille wieder den Nasenrücken hochschob, ging der Ärmel mit, und auf seinem Trizeps kam eine Tätowierung zum Vorschein, ein einzelner nackter Busen, um den sich kelchförmig zwei losgelöste Hände legten. »Lassen Sie mich raten. Ich möchte wetten, Sie heißen Louise.«

»Daneben. Ich heiße Jamie.« Sie spähte in den Rückspiegel, um nach dem Fahrer zu schauen, und fragte sich, ob er wohl auch die obszöne Tätowierung auf dem Oberarm des Mannes gesehen hatte, mit dem sie hier plötzlich Seite an Seite saß. Aber sie glaubte, bloß das Ohr des Fahrers zu erkennen, höchstens noch ein Stück von seiner Mütze.

»Nervös wegen dem Fahrer? Der kann nix sehn, Jamie.« Der Mann nahm einen Schluck von seinem Bier, ohne sich zu ducken, um zu verbergen, was er tat. »Der sieht gar nix.«

»Woher wissen Sie das? Wo haben Sie Ihre ganzen Weisheiten her?«

»Ich war selber mal Busfahrer. Man kann bloß sehen, ob einer auf seinem Platz sitzt oder nicht. Und das auch nur bei manchen Plätzen. Aber ob die da hinten Bier trinken oder Brause, ob sie schlafen oder wach sind und was sie sonst noch treiben, das weiß man nicht.«

Sie sahen Stromleitungen in wilder Berg - und – Tal – Fahrt an sich vorbeisausen, über Telefonmasten hinweg, die in schnurgeraden Reihen auf den bepflanzten Feldern standen –

seit sie in Ohio waren, ein weniger seltener Anblick – und sich vor dem Horizont wie Fächer ausbreiteten, die jedesmal, wenn sie daran vorüberfuhren, schlagartig zuklappten. Der Himmel war nach Sonnenaufgang grau geworden, und die Hügel stemmten sich gegen seine Last; dicht darunter kreisten im Gleitflug ein paar Wintervögel. »Let the boy rock and roll«, sang sie vor sich hin. Auch der Mann sumnte eine Melodie, in die er dann und wann ein zischelndes Pfeifen einschob.

»Nee. Nee. No, Sir«, sagte der Mann und öffnete mit einem lauten Knall die nächste Dose Bier. Sie sah ihn an, aber er redete nicht weiter, und so wandte sie ihre Augen wieder den Feldern zu, die neben ihnen davonjagten. »Nee, Jamie, das sieht wirklich niemand«, sagte er plötzlich und küßte sie auf die Wange.

Sie schluckte ihr Bier runter. »He – laß das!«

»Laß was?«

»Ich bin verheiratet!«

»Wo ist dein Mann?«

»Zu Hause.«

»Und wo ist das?«

»Zu Hause halt. An der nächsten Station. Er ist in Cincinnati.«

»Dieser Bus fährt aber nicht nach Cincinnati.«

»Dann holt er uns eben in Cleveland ab.«

»Ich hab aber gehört, wie du deiner Kleinen vorhin erzählt hast, daß sie ihren Daddy nie mehr wiedersehen wird.« Er grinste und machte sich noch ein Bier auf. Es zischte laut, und

sie zuckte zusammen. Niemand hatte es bemerkt. Die beiden Nonnen schliefen; die eine lehnte am Fenster, die andere hatte den Kopf an die Schulter ihrer Nachbarin gelegt.

» Na ja«, sagte Jamie, »ich mußte ihn verlassen.«

»Nun werden wir langsam ehrlich.«

»Ehrlich währt am längsten.«

»Nimm doch noch n Bier, ehe ich alles allein austrinke.«

»Du hast mir noch nicht mal gesagt, wie du heißt.«

»Bill heiß ich. Bill Houston. Deiner Kleinen da hab ich's schon verraten, ich dachte, du hättest es gehört.« Er nahm ihre Hand.

»He, ich will das nicht«, sagte sie. »Grad im Augenblick nicht. Jetzt mach mal halblang, okay?«

»Oh – jaja, geht klar«, sagte er. »Schon gut. He – hier. Ich hab da was, damit schmeckt das Bier wie Champagner.« Unauffällig förderte er aus seiner Reisetasche eine Flasche Bourbon zutage, griff nach Jamies Handgelenk, kippte ihr etwas davon ins Bier.

»Das gibt ihm n bißchen Farbe. Is n sogenannter Tieflader.« Er tippte sich mit dem Zeigefinger an die Nase, rollte mit den Augen und ließ seine Zunge aus dem Mundwinkel hängen. Ziemlich blöd, aber Jamie mußte trotzdem lachen.

Während sie an ihrer Dose nippte, unterhielten sie sich darüber, wie vergänglich die Zeiten waren, wie wandelbar die Landschaften, wie konfus die Leute in hohen Positionen, wie unpersönlich die Highways. Der Bus trug sie aus der Wolkenbank, die über dem westlichen Ohio lag, hinaus in reineres Licht, wo alte Schneefelder gleißend auf der Erde der

Berghänge brannten. Bald hatten sie das Bier ausgetrunken. In den Dosen war nur noch Bourbon. »Du brauchst keine Angst vor mir zu haben«, sagte Bill Houston. »Ich war dreimal verheiratet.«

»Dreimal? Wozu denn das?« fragte sie.

»Das hab ich selber nie kapiert. Nach dem ersten Mal hab ich mir geschworen, wenn du wieder so was vorhast, dann erinner dich an das, was du grade erlebt hast. Daraufhin hab ich mir das da machen lassen.« Er zeigte ihr eine Tätowierung in der Armbeuge, ein winziges weibliches Satansgesicht und darunter das Motto: Denk an Annie. »Hat mir nicht viel genützt. Drei Monate später war ich wieder verheiratet, diesmal mit ner großen Dicken. Die erste war klein und dünn, also hab ich bei der nächsten drauf geachtet, daß sie groß und dick war, sozusagen zur Abwechslung.«

»Abwechslung ist wichtig.«

»Ja, genau. Abwechslung ist wichtig.«

»Aber Verlässlichkeit ist auch nicht übel.«

»Die dritte, die ich geheiratet hab, war verlässlich. Ich konnt's gar nicht glauben, so verlässlich war die, bis sie mich eines Tages aus heiterem Himmel gefragt hat: Wie hieß eigentlich deine erste Frau? Annie, sag ich, und sie: Ach ja, Annie, und weiter? Ich sag: Annie Klein! Wieso fragst du? Einfach so. Aha. Und fünf Minuten später will sie wissen, wie meine nächste Frau geheißen hat. Hab ich ihr natürlich auch erzählt, und zufällig hatte die nun den gleichen Mädchennamen wie sie. Hast du mich deshalb genommen? fragt sie da. Was soll das

denn, hab ich gesagt, wieso kommst du mir plötzlich mit diesem Scheiß – Tschuldigung. Okay, sagt sie, ich bin Ehefrau Nummer drei, und die Roberts ist Nummer zwei, aber gegen die Nummer eins, Liebling, bin ich wohl gar nichts. Am nächsten Tag war sie beim Anwalt. Einfach so, aus heiterem Himmel. Ich sag noch, he! Du bist die Nummer eins! Du bist die Nummer eins! Aber sie geht schnurstracks zum Anwalt. Merkwürdige Lady.«

Jamie sagte: »Bist du in ner Band oder so?«

»Ich? In ner Combo?« Er nahm einen Schluck aus seiner Dose, und Jamie befühlte das glänzende Material seiner Jacke, die zwischen ihren Sitzen lag.

»Die hab ich mal gebraucht gekauft«, sagte er. »Da muß ich wohl ziemlich fertig gewesen sein. Egal, Scheiß drauf.

Immerhin paßt sie nicht schlecht. Kennst du n paar Witze?«

»Witze«, sagte Jamie langsam, als gebrauche sie das Wort zum ersten Mal.

»Ja, du weißt schon. Witze. Hahaha.«

» Na klar«, sagte Jamie.

Ein Schwindelgefühl bohrte sich in ihren Kopf und verzog sich wieder. Sie spürte, wie der tote Rauch von zehntausend Zigaretten die Luft verkrustete. Da draußen im gleißenden Licht würde ihnen der Winter in die Lungen stechen, doch hier drinnen trugen sie ein ewig stickiges Zwielight und, jeder für sich, ihre Erschöpfung mit sich herum. Sie wußte nicht, ob sie gerade aufwachte oder verrückt wurde.

Und Bill Houston sagte: »Wie kommt es, daß den Polen die Eiswürfel ausgegangen sind?«

»Ist das jetzt n Witz?« fragte sie.

Er war gereizt. »Jaa.«

»Okay – wie kommt es, daß den Polen die Eiswürfel ausgegangen sind?«

»Moment mal. Moment. Fragst du mich das jetzt?«

»Scheint so. Die Antwort kenn ich jedenfalls nicht, da kannst du Gift drauf nehmen. Weißt du, was wir jetzt brauchen?« sagte sie. »Eiswürfel.« Sie hatte das Gefühl, daß sie womöglich ein bißchen zu laut lachte.

»He, die Unterhaltung bringt mir langsam richtig Spaß«, sagte er emphatisch. Vor lauter Gefühlsduseligkeit klang seine Stimme ganz belegt.

»Also noch mal: Wieso gibt's in Polen keine Eiswürfel?«

»Weil sie ausgegangen sind. So weit waren wir doch schon.«

Er schüttelte den Kopf. »Du machst es einem ja ganz schön schwer«, sagte er nicht ohne Respekt.

»Nö, eigentlich nicht.« Sie ließ ihren Blick hinaus nach Ohio wandern. Ihre Stimmung schaltete auf Leerlauf. »Es ist bloß so, daß ich einiges von diesem Scheidungskram demnächst selber durchmache.«

»Darfst du nicht zu nah an dich ranlassen. Du stellst dich einfach hin, und egal, was die andern sagen, du sagst immer bloß ja. Dauert nicht lange, und du bist geschieden. Fühlt sich auch nicht viel anders an.«

»Das stell ich mir eigentlich anders vor«, sagte sie.

»Weiß nicht«, meinte er. »Bei mir war's nicht so. Na ja, nach ner Weile war allerdings das Verheiratetsein für mich

ungewohnter als das Geschiedensein.«

»Dazu kommt's bei mir garantiert nicht. Ich bleib von jetzt an allein.«

»Ja, sag dir das nur immer wieder vor, genau wie ich.«

»Wirst schon sehn. Einmal ist genug. Son Kerl, der sich rumtreibt und fremdgeht, den brauchst du nicht noch mal. Aus. Ende. Vielen Dank.«

»Na ja, gehört schon ne Menge Willenskraft dazu, die ganze Zeit beim selben Fabrikat zu bleiben, ohne jede Abwechslung.«

»Ich bin ja auch beim selben Fabrikat geblieben! Ist mir nicht schwergefallen! Aber dann ist er drei Nächte weggeblieben, und da hab ich gesagt, das war's. Drei Nächte, das sind genau drei Nächte zuviel, hab ich ihm gesagt. Hab dann auch ziemlich schnell rausgefunden, bei wem er war und wie oft und so weiter. Ich hab ihm gesagt, mich verarschst du nicht so leicht. Und so isses auch. He!« Sie schaute angestrengt geradeaus und versuchte, ihren Blick auf die Dinge in ihrer Nähe scharf zu stellen.

»Wirk ich, als wär ich besoffen?«

Bill Houston erzählte ihr, er habe in den letzten Monaten irgendwo gearbeitet, aber das nahm sie ihm nicht ab.

Irgendwas mit Ölbohren – sie hörte nicht so genau hin.

Jedenfalls hatte er ein bißchen Geld gespart oder auch ziemlich viel, und er war einsam. Cleveland zog vorbei als Ansammlung von Reklametafeln.

Ohne sich eigentlich bewußt dafür oder dagegen entschieden zu haben, war sie auf einmal mit Bill übereingekommen, einen

Tag in Pittsburgh zu bleiben und sich mit ihm zusammen die Stadt anzuschauen, ehe sie nach Hershey weiterfuhr, wo sie bei ihrer Schwägerin unterkriechen wollte. Aber kam Hershey nicht vor Pittsburgh? Oder zumindest die Station, wo sie umsteigen mußten, wenn sie nach Hershey wollten? Er wußte es nicht. Sie auch nicht, und es kümmerte sie einen Dreck. Sie saß jetzt seit fünf Tagen in diesem Bus, und nichts konnte ihr gleichgültiger sein. Sollte doch ihre Schwägerin den ganzen Tag und die ganze Nacht am Busbahnhof warten, sollte doch Hershey, Pennsylvania, noch einen Tag länger auf sie warten – schließlich hatte sie schon fünf Tage auf Hershey, Pennsylvania, gewartet.

Sie habe sogar überlegt, sich umzubringen, beichtete sie ihm, mit Sarah Miller, ihrer besten Freundin, die auf derselben High– School in Westvirginia gewesen war. Mit ihr habe sie besprochen, daß sie es genauso wie Marilyn Monroe machen würde. Sie würde den Wohnwagen blitzblank putzen und was Schönes anziehen, vielleicht ihr schwarzes Negligé. Dann würde sie den Revolver von Sarahs Ex-Mann nehmen, und Sarah müßte aufbleiben, bis sie den Schuß hörte, und horchen, ob die Kinder aufwachten. Sie würde sich mitten in den Eingang stellen, damit er sie sofort fand, wenn er spät in der Nacht nach Hause kam, nachdem er fremdgegangen war, auf dem Boden ausgestreckt würde sie daliegen, wie eine dunkle Stoffpuppe, und ihr Gehirn würde er in der Küche finden. Da war er nämlich schon zwei Nächte hintereinander

weggeblieben. Das reichte, tschüs, auf Wiedersehen. Auf dem Zettel sollte stehen: Danke, ohne mich.

Aber weißt du, mit wem er es getrieben hat, Bill? Willst du wissen, mit wem? Mit Sarah. Meiner Sarah – dieselbe High-School vor sechs Jahren, dieselbe Klasse, dieselbe kalifornische Wohnwagensiedlung und jetzt auch noch derselbe Liebhaber, alles haargenau dasselbe. Sarah Miller. In der dritten Nacht hatte sie es nämlich einfach nicht mehr ausgehalten, wie er mit ihr umsprang, keine Sekunde länger. Sie war zu Sarah rübergeschlichen, um sich den Revolver zu holen, und da war er, stahl sich gerade aus Sarahs Wohnwagen, um nach Hause zu gehen, und in der Stille quietschte die Tür dermaßen laut, daß sie glaubte, sie wäre es, die da kreischte, Bill, und er sah es, und sie sah es, und Sarah, die in ihrem Schlüpfert in der Tür stand, sah es auch, also wußten sie alle drei, daß die anderen Bescheid wußten, was hier los war. Falls jemand ne Ahnung hat, wie man mit so ner Situation umgeht, soll er mal im Fernsehen auftreten, bei Johnny Carson oder so, und ne Million dafür kassieren. Also war sie abgehauen. Was gab's da groß zu reden? Bloß noch die Sachen packen, sich möglichst nicht in die Augen gucken und still sein, ganz still, auch wenn Sarah irgendwann kam und an die Tür klopfen wollte, aber wieder wegging, ehe sie sich dazu aufraffen konnte, zweimal sogar; und um halb zehn war dann das Taxi zum Greyhound da, zum neuen Leben; und sie hatte ihn stehenlassen, in der Küche, eine halbe Grapefruit in der Hand.

überschwemmen lassen wie vom schönsten und größten warmen Ozean, den es je gab. Seine Augen brannten höllisch. Er wollte sie nicht schließen, aber sie taten weh. Er wollte *sehen*! Bum! Hatte es je etwas so Schönes gegeben wie den? Und noch einer ... bum! Phantastisch! Besser können sie gar nicht kommen.

Er war schon mitten im letzten Atemzug seines Lebens, als er merkte, daß es der letzte war. Doch auch das war in Ordnung. Bum! Unglaublich! Und *noch* einer? Wie viele willst du mir denn noch geben? Er kauerte sich ins Dunkel zwischen zwei Herzsschlägen und ruhte dort aus. Und dann sah er, daß kein weiterer mehr kommen würde. Schluß. Das war der letzte. Er schaute das Dunkel an. Ich würde diese Gelegenheit gern nutzen, sagte er, um für einen anderen Menschen zu beten.

Das Casablanca Café, das normalerweise vor sechs noch geschlossen war, hatte wegen der Hinrichtung früher geöffnet. Fredericks schaute durchs Fenster hinein und sah, daß es drinnen leer war. Die Leute waren noch an der Straße. In diesem Moment blickten sie sicher alle gerade zum Todeshaus hin und beobachteten das rostfarbene Rohr, das sich demonstrativ über das kleine, von anderen Gefängnisgebäuden verdeckte Haus erhob, und während die Kammer darunter von einer Saugpumpe geleert wurde, glaubten manche bestimmt, den Gestank verdünnter Blausäuregase zu riechen, wie Pfirsichblüten. Und reagierten darauf erschüttert, amüsiert, beruhigt oder nachdenklich, je nachdem, wer sie waren.

»Sind alle noch bei der Show«, sagte die Kellnerin. Sie hieß Clair. Fredericks kannte ihren Namen, aber das war alles.

»Kam es im Radio?« fragte Fredericks sie.

»Gerade eben. In zwei Minuten kommts garantiert noch mal.«

»Kann ich ein bißchen Scotch in meinen Kaffee haben?« Clair brachte ihm eine Kanne Kaffee, eine 0,7-l-Flasche Black Label und einen weißen Becher. Binnen weniger Minuten, das Radio, das neben der Kasse stand, lief die ganze Zeit, ließ der Morgen sein weiches Licht entstehen. William H. Houston jr. war hingerichtet worden. Richard Clay Wilsons Todesurteil war in eine lebenslange Haftstrafe umgewandelt worden.

»Da haben sie heute morgen eine ganze Menge Leute reingelegt«, sagte Fredericks zu Clair.

Clair stand am Fenster, zog behutsam mit zwei Fingern den Vorhang beiseite und schaute auf die Straße. »Uns auch«, sagte sie jetzt. »Alle zischen nur so aus der Stadt raus. Die einzigen, die bei der ganzen Sache n Geschäft gemacht haben, sind die von Seven Eleven. Die haben allen Kaffee verkauft.«

»Und Sie haben mir Scotch verkauft«, sagte Fredericks.

»Ach, nehmen Sies als kleine Aufmerksamkeit, okay? Wir haben gar keine Schankerlaubnis.«

Fredericks blieb lange im Casablanca Café. Eine Weile schlief er, mit offenem Mund, den Kopf in den Nacken gelegt, an seinem Tisch in der Nische, und als er wieder aufwachte, hatte er ein pelziges Gefühl in seinem Inneren und wußte nicht, wo

er war. Während er seinen Kaffee bezahlte, gerade als er einen der kostenlosen Zahnstocher in den Mund steckte, spürte er, daß ganz in der Nähe jemand war, der ihn anstarrte. Die Empfindung war greifbar und real, obwohl er wußte, daß niemand im Café war außer einem Mann, der eine Zeitschrift las, die er neben seinem Suppenteller auf den Tisch gelegt hatte. Fredericks schaute sich eine Weile um, bis er das Porträt von Elvis Presley an der Wand hinter der Kasse entdeckte, fast unmittelbar vor ihm. Mit schillernder Farbe auf schwarzen Samt gemalt, vor einem glänzenden Mikrofon schwebend, schien das Gesicht des toten Idols im Begriff, etwas zu sagen.

Fredericks trat hinaus in den schrecklichen Mittag, stand an der Straße, die Hände in den Hosentaschen, das Gesicht vom Rand seines Strohhuts beschattet, und kaute auf seinem Zahnstocher herum, wohl wissend, daß er wie ein Anwalt vom Lande aussah. Er war noch jung, und es war durchaus möglich, daß er sich schon bald daranmachte, seine ursprüngliche Absicht, sich in das eine oder andere Amt wählen zu lassen, in die Tat umzusetzen. Doch die Wahrheit war, und er wußte es nur zu gut, daß er gleich am Anfang durch die Arbeit als Pflichtverteidiger ein für allemal auf ein falsches Gleis geraten war und vermutlich den Rest seines Lebens Strafverteidiger bleiben würde, denn wenn er ganz ehrlich war, wollte ein Teil von ihm Mördern helfen freizukommen.

Die meisten seiner Mandanten landeten in Florence. Er hatte eine Menge Zeit hier verbracht. Und er würde noch viel öfter hiersein, in dieser Stadt aus gelangweiltem Schmutz, die

hauptsächlich aus einem augenblicklich hitzeblimmernden Gefängnis bestand, einer Stadt, in der es immer ruhig war, abgesehen von den Geräuschen des Windes, der aus der Wüste kam, und der Seile, die gegen die Fahnenmasten schlugen, und wo jeden Abend das schillernde Gesicht Elvis Presleys auf Samt die Dämmerung erklimmte, um zu allen bankrotten Cafés zu sprechen.

Fredericks hatte gehört, daß die Gefangenen eine Geschichte hatten: Jeden Abend, monatelang, hatte um Punkt neun Uhr in einem Fenster der Stadt ein Licht gebrannt, das nur für die Männer im oberen Stockwerk eines bestimmten Blocks sichtbar war, und jeder einzelne von ihnen konnte darüber nachsinnen und sich einbilden, es leuchte für ihn allein. Doch das war bloß eine Geschichte, etwas, was die Menschen sich erzählen, etwas, womit man sich die Zeit vertreiben kann, die die Gewalt in einem Mann braucht, um ihn zu verschleifen oder selbst verzehrt zu werden, je nachdem, wer die Kerze ist und wer das Licht.